

Die Wanderzellen [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das neue Leben - Im Lichte neuzeitlicher Erkenntnis : monatliche Zeitschrift und Ratgeber über alle Gebiete der Lebensreform**

Band (Jahr): **3 (1931-1932)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-968619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE WANDERZELLEN.

(Fortsetzung.)

Manchen Tag sass ich von früher Morgenstunde bis spät in der Nacht über meinem Mikroskop und sah mir die Augen so müde, dass ich oft genug gegen Mitternacht an meinem Arbeitsplatz einschlief und erst in der Frühe erwachte, wenn der ganze Raum durch die niederbrennende Lampe mit schwelendem Dunst erfüllt war, und ich mich verwunderte, nicht erstickt zu sein. Dann schlief ich wohl vor Erschöpfung den ganzen Tag zwischen meinen grünen Behältern und den Wärme strahlenden Brut-schränken, um erst am Spätnachmittag wieder die Arbeit aufzunehmen und nun die Nacht hindurch das Leben jener geheimnisvollen Tierchen unter den Linsen des Mikroskops zu beobachten. Oft entnahm ich meinem eigenen Körper Blut und sah mit Staunen und Grauen diese Wesen, die Ich waren und doch wieder nicht Ich, dahinkriechen, fressen, sich mit hingestreuten Körnern füllen, sich einrollen und dann weiterkriechen, als lebten sie noch mitten in meinem Leibe. Mehrere Male schnitt ich mir auch kleine Gewebe aus Haut und Muskeln, wenn ich deren zu meinen Untersuchungen bedurfte. Durch all diese Blutverluste, Wunden und das eingezirkelte Leben wurde ich schliesslich so matt und blass, dass ich erschrak, als ich mich eines Tages beim Lampenschein in einem der verstaubten Spiegel der ehemaligen Gesellschaftsräume erblickte. Unter dem Eindruck dieses Bildes begann ich mein Schicksal zu überdenken, und als ich einsah, dass ich allen Mühen zum Trotz in der Ergründung des Geheimnisses eigentlich gegenüber den bisherigen Ergebnissen der Wissenschaft so gut wie gar keine Fortschritte gewonnen hatte, all meine Forschungen als nutzlos, meine Hoffnung zerstört und mich dem Gelächter der Welt preisgegeben sah, beschloss ich, meinem Leben ein Ende zu bereiten. Über diesen trüben Betrachtungen muss ich wohl über meinem Mikroskop eingeschlafen sein, denn plötzlich schreckte ich auf. Eine Hand hatte sich auf meine Schulter gelegt und neben mir sah ich in bläulichem Dunst, der das Zimmer erfüllte, eine hohe Gestalt in einem weiten, schwarzen Mantel den ein phantastisches Zellenmuster schmückte. «Dies ist die tausendste Nacht», begann die Erscheinung zu sprechen, «die du in diesem Raum über deinen Forschungen verbringst. Du hast dich als ein wahrer Jünger der Wissenschaft erwiesen. Zum Lohn sollst du an diesem Tage zwischen den Wanderzellen deines Leibes leben und Dinge sehen, die kein Sterblicher je sah. Nutze die Stunde, denn mit dem mystischen Tage endet die

Mit einer falschen Ernährung vermag die Frau die ihr anvertraute Familie zugrunde zu richten, mit einer richtigen, sie zu blühenden, kraftvollen Menschen zu machen. (C. Ebert-Stockinger.)

mystische Verwandlung. Doch eines wisse. Nur Menschliches vermag der Mensch zu fassen. Auch als Wanderzelle unter Wanderzellen wirst du nichts anderes fühlen und erkennen, als was Menscheng Geist begreift. Höchster Wunsch ist letztes Schicksal.» Mit diesem Rätselwort verschwand die Erscheinung. Ich empfand ein dumpfes Gefühl, als entschwebte ich allem Irdischen und schrumpfte im leeren Raum zu einem Punkt. Dann schwanden mir die Sinne. Als ich erwachte, trieb ich im Strom des Blutes als Wanderzelle hin. In der Mitte der Ader schwammen als eine dichte Kette die Blutzellen wesentlich schneller, als wir Wanderzellen, die am Rande trieben. Die Ursache dieser Verteilung war mir aus vielen Versuchen bekannt. Schwimmen in einem Strom spezifisch verschieden schwere Körper, so wandern die schwereren in die Mitte. Lässt man durch eine wasserdurchströmte Glasröhre Graphit- und Karminkörner treiben, so bilden die schwereren Graphitkörner einen «Achsenfaden». Lässt man dagegen Karmin- und Kolophoniumkörner nebeneinander schwimmen, so bilden die Karminkörner als die schwereren die Mittelsäule. Im Blutstrom rollen die spezifisch leichteren Wanderzellen am Rande des Flüssigkeitsstromes dahin, während die schwereren Blutzellen in der Mitte den Achsenfaden bilden. Als ich im Dahintreiben die Zahl der Zellen überschlug, fiel mir auf, dass weit mehr Wanderzellen zu sehen waren als das gewöhnliche Verhältnis bestimmt. Die Ursache wurde mir auch klar, denn aus allen einmündenden Adern, sah ich neue Wanderzellen in Scharen hinzuströmen. Die Zellen befanden sich offenbar in grosser Erregung und schienen sich durch irgendeine geheime Sprache, die ich nicht verstehen konnte, zu verständigen. Auch auf mich drangen Zellen ein, streckten Füsschen vor und schienen mir etwas mitzuteilen, aber ich verstand sie nicht. «Auch als Wanderzelle unter Wanderzellen wirst du nichts anderes fühlen und erkennen, als was Menscheng Geist begreift» — diese Worte der Erscheinung fielen mir ein, und ich empfand schon hier dumpf die Tragik meiner halben Verwandlung. Über meine Teilnahmlosigkeit offenbar erstaunt, liessen die Zellen von mir ab. Ich beschloss ihnen zu folgen, und als sie an einer Verzweigungsstelle in einen Nebenast der Ader bogen, steuerte ich ihnen nach. Es ging durch mehrere Adern kreuz und quer. Dann plötzlich stockte der Strom. Die Ader, die uns bisher als ein enger Kanal umgeben, war geweitet, an Stelle der glatt gemauerten Wand umgaben uns zerklüftete Felsen, die aus der roten Flut wie schwarze Klippen aus einem Meer bei Abendschein ragten, und zwischen ihnen kreiste das Blut in Wirbeln umher. Die bisher kugelig geformten Zellen streckten wie Polypen Arme aus dem Wasser und klommen die

Wer nur ernten möchte, wo er nicht gesät hat, muss sich nicht wundern,
wenn der Erfolg nicht nach Wunsch ist.

dunklen Felsenwände empor. Durch einen Spalt im Gestein verschwanden sie. Ich stieg ihnen zögernd nach und kam in eine schmale Gasse zwischen zwei hohen roten Mauern aus regelmässigen Steinen, an denen Telegraphennetze entlang liefen. In den Netzen sah man von Zeit zu Zeit wie Riesenspinnen verzweigte Apparate hängen. Mir war bald klar, dass ich mich in einer Gasse zwischen zwei Muskelsträngen befand: die roten Ziegelsteine ware die Fibrillenkästen der Muskelfasern; die Drähte Nervenfasern und die grossen Spinnen waren die motorischen Endapparate der Muskelnerven. Plötzlich öffnete sich die Gasse: ich erschrak, und wenn ich ein Menschenherz in meinem winzigen Zellenleib getragen hätte, so wäre es sicher vor Erregung stehen geblieben. Ich stand am Rande der Schenkelwunde, die ich mir am Tage zuvor zu Versuchen beigebracht, und was ich, ein Mensch, als harmlosen Schnitt empfand, sah ich mit meinen Zellsinnen als eine alpine Landschaft von gigantischem Ausmass vor mir. Naturbeschreibungen, wie sie meine Knabenphantasie bei der Lektüre von Karl Mays Romanen sich ausgemalt hatte, wie ich sie aber in Wirklichkeit nie auf meinen Reisen zu Gesicht bekam, schienen hier verwirklicht. Schluchten von scheinbar bodenloser Tiefe gähnten unter mir, Wände von schier himmelragender Höhe stiegen über mir empor und von droben fiel bläuliches Licht in die phantastische Landschaft, so dass die zerrissenen Zacken wie die Krater eines Mondgebirges gegen den dunklen Himmel ragten. Die Seitenwände waren nicht glatt, sondern zerklüftet, tiefe Spalten trennten das Gestein, überhängende Blöcke drohten in die Tiefe zu sinken, und aus den Seitentälern führten Moränen das Geröll des zerfressenen Gewebes in das Tal. Die Gegenseite der Schlucht war von einem Gletscher geronnenen Blutes ausgefüllt, das aus der Wunde herniedergeträufelt und dann erstarrt war, und nun wie ein gefrorener Niagara in Hunderten einander überschäumender Wellen und niederhängender Zapfen von Riesengrösse hier zu Tal hing. Zwischen den erstarrten Lavamassen aber sickerten Quellen gelblicher Lymphe nieder, die als Wundflüssigkeit in die Tiefe tropften, wo sie zwischen dem Geröll, das den Grund erfüllte, sich verliefen. Aber die Landschaft war nicht tot. Allenthalben krochen aus den Spalten Wanderzellen hervor, bewegten sich zwischen den Bröckeln wie Menschen zwischen den Blöcken eines Gebirges und waren offenbar bemüht, die Trümmerstätte aufzuräumen. Es schien vergebliche Mühe. Wie sollten diese zarten Wesen, die über die Felsenmauern nicht anders als wie Menschen über Alpengletscher krochen, diese Riesenwände abtragen, diese gigantischen Blöcke von der Stelle schaffen, die gewaltigen Kaskaden

Der Ärger ist ein schlimmer Feind für die Gesundheit, unverantwortlich handelt, wer ihn unachtsam schürt.

geronnenen Blutes beseitigen können? Kann man erwarten, dass Quallen und Seesterne die Felsen von Helgoland abnagen? Aber das Unglaubliche schien Wahrheit zu werden. (Fortsetzung folgt.)

Aus Kahn: „Das Leben des Menschen“. 5 Bände, in Ganzleinen gebunden je RM. 16.50 = Fr. 20.65. Frankh'sche Verlagshandlung Stuttgart.

DÜNGUNG DER OBSTBÄUME.

Überall heisst es umlernen, so auch im Gartenland. Manchen fällt dies beschwerlich, denn was man einmal gelernt hat, das meint man immer beibehalten zu müssen. Wie mancher glaubt, den Obstbäumen den grössten Dienst zu erweisen, wenn er sie recht tüchtig mit Mist und Jauche versieht. Er ist der Ansicht, dass dem Baum, der so wacker für den Menschen arbeitet, und ihm Jahr für Jahr Früchte darreicht, auch sein tüchtiges Mass konzentrierter Nahrung gehört. Er ist dabei gar nicht gross erstaunt, dass dieser mit der Zeit mit gewissen Krankheitssymptomen antwortet. Möglichst tief gräbt er ihm den unvergorenen Mist unter, ohne dabei zu bedenken, dass er die feinen Saugwürzelchen des Wurzelwerkes zerstört. Er beraubt ihn dadurch einer notwendigen Schutzvorrichtung, denn der Baum wird ausser Lage gesetzt, den Tau und leichten Sommerregen aufzunehmen, was besonders bei grosser Trockenheit von wesentlicher Bedeutung und nicht geringem Schaden ist. —

Dass unvergorener Mist und Jauche viel zu konzentrierte Nahrung sind, und nebst allerhand Krankheiten auch dem Ungeziefer zu üppigem Leben verhelfen, fällt dabei sonderbarer Weise nur wenigen auf. Man nimmt eben ganz selbstverständlich den Kampf gegen all das Unliebsame auf, ohne zu ahnen, dass dieses auf leichteste Art überhaupt aufgehoben werden könnte. Reden nicht all die vielen, zur Verfügung stehenden Lehrbücher von dem Kampf gegen Krankheit und Ungeziefer, zeigen sie nicht genug Mittel und Wege zur Bekämpfung und zur Behebung der Schäden? Warum aber dieser Umweg? Erinnert er nicht ganz an die verkehrte Lebensweise der Menschen? Erst führen sie sich verkehrte Nahrung zu, und dann müssen sie sich dem Rat des Arztes überlassen, und flicken und heilen, statt einfach zu verhüten. —

Wie aber verhütet man bei den Bäumen die missliche Erscheinung falscher Pflege? Ganz einfach wie beim Menschen, in-

Es gibt Menschen, die sich als furchtbar lebenswürdig vorkommen, die aber im unerwünschten Augenblick nicht einmal ein Fünkeln Geduld für ihre leidenden Mitmenschen aufzubringen vermögen.